



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasiliens.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

13. Jahrgang.

Blumenau, im September 1920.

Nr. 9.

Vor der Wirklichkeit des Glaubens.

Markus 11, 23. Wahrlich, ich sage euch: Wer zu diesem Berge spräche: Heb dich und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen wird, was er sagt, so wird's ihm geschehen, was er sagt.

Jetzt wissen wir wieder, was Glauben ist. Wohl haben wir es alle in der Schule gelernt: Er ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht und nicht zweifeln an dem, das man nicht sieht. Aber mancher hat doch gemeint: Glaube ist Selbsttäuschung, eine Einbildung, hinter der nicht Wirkliches steht. Und wurde solcher Meinung entgegengeholt: alle großen Männer der Weltgeschichte haben ihr Werk im Glauben getan, so war die Antwort ein Achselzucken. Es fehlte das große Erlebnis, das im Herzen der Menschen den Glauben mit Naturgewalt weckt und weite Kreise von seiner Wirklichkeit überzeugt.

Da kam der Krieg. Da glaubten wir an Deutschlands Sieg. Uns ward nicht bange, als der Feinde immer mehr wurden. Ja, je mehr der Schwierigkeiten dem geglaubten Erfolg sich entgegenstellten, je mehr straffte sich der Glaube in uns empor. Warum? Weil in uns unerschütterlich die Gewissheit stand: die gerechte Sache kann nicht unterliegen, sie muß über alle und sei's auch turmhohen Schwierigkeiten triumphieren. Und darum glauben wir auch heute an das Wiedererstehen der deutschen Macht, ja jetzt bezweifeln wir es nicht mehr: zum Wiedererstehen Deutschlands gehört der Glaube selber hinzu. Ohne seine Kraft ist die große, schwere Arbeit nicht zu leisten.

Solchen Glauben gilt es ins Einzelnen einzufügen. Der Glaube an Deutschlands Wiedergeburt ist nichts anderes als religiöser Glaube überhaupt. Es ist der Glaube an einen Sinn der Welt und damit an die göttliche Weltregierung. Mit solchem Glauben lassen sich alle Hindernisse, die das Leben vor uns auftürmt, überwinden. Du stehst mit Sorgen überschüttet? Der Glaube sagt dir, daß nach allen Dunkelheiten das Licht wieder anbricht, und gibt dir die Kraft auszuhalten. Du könnešt unter den Anfeindungen der Menschen zusammenbrechen? Hass und Misstrauen werfen immer von neuem Gräben zwischen dir und ihnen auf? Der Glaube weist aufs Gute in ihrer Brust und schenkt dir die Geduld, daß du es unablässig mit ihnen versuchst. Du möchtest an dir selber verzweifeln? Der Glaube redet von Gottes Erbarmen und stärkt dir den Mut, täglich frisch anzufangen. Willst du's nicht mit dem Glauben versuchen?

Ohne Glauben kann Deutschland nicht wieder aufgerichtet werden, ohne Glauben kannst du die Hindernisse in deinem Leben nicht überwinden. Töricht, wer Gott nicht um Glauben bitten wollte.

R.

Sonderbare Heilige.

Indien nennt man sehr häufig das Wunderland. Mit vollem Rechte trägt es diesen Namen, aber nicht etwa wegen seiner bezaubernden landschaftlichen Reize, auch nicht wegen der großartigen Tempelbauten, vor denen der europäische und amerikanische Besucher voll Staunen und Bewunderung steht. Was Indien zum Wunderlande macht, das sind die Menschen, welche die mit Palmen geschmückte Halbinsel bewohnen. Einen der interessantesten und aus dem bunten Volkgemisch ziemlich markant hervorstehenden Typen bezeichnet man in Indien mit Sankasi oder Heilige. Weil diese Männer — Frauen können nicht Heilige werden. Sie sind nach den heiligen Schriften der India minderwertige Geschöpfe. Erst wenn sie später einmal als Männer zur Welt kommen, steht ihnen der Weg zu diesem Ideal offen. — nichts oder nicht viel mit der Heiligkeit im evangelisch-biblischen Sinne gemein haben, sondern auf den christlichen Westländern vielmehr den Eindruck von abnormen Menschen machen, können wir sie mit „Sonderbare Heilige“ bezeichnen. Lassen wir einmal einige dieser Gestalten an uns vorüberziehen.

Ein Mann, mit grobem braunen Sattich dürtig gekleidet, wandert bedächtig durch die Straßen. Allerlei Zeichen aus heiligem Ruhmritz zieren Stirn und Oberkörper. In der einen Hand trägt er einen Topf, in den er von guten Menschen sein Essen empfängt, und ein Trinkwassergefäß, das ihm Wasser bietet auf der sonnigen Landstraße. In der anderen Hand hält er einen Stab, auf dem er seinen abgemagerten Körper stützt. Haupthaar und Bart sind lang gewachsen und ungepflegt. Seit dem Tage, an dem er Heiliger wurde, berührte ihn kein Schermesser mehr. Die Folge davon ist, daß sein Haar- und Bartwald zu einem recht lebhaften Tummelplatz von unzähligen Tierchen wird. Obgleich sie den Heiligen zwicken und zwaden, tut er ihnen doch kein Leid an. Seine Heiligkeit zeigt sich gerade auch darin, daß er kein Leben bewußt zerstört. Auf Grund der Lehre von der Seelenwanderung, die tief im indischen Denken sitzt, ist ihm das Leben einer Wanze oder einer Fliegenlaus ebenso heilig wie das Leben eines Menschen. Außerdem betrachtet er diese Tierchen als seine Gehilfen auf dem Wege zur vollkommenen Heiligkeit. Er durchzieht das Land vom Süden bis zum höchsten Norden und berührt dabei alle berühmten Tempelstätten. Die weitesten Strecken werden zu Fuß zurückgelegt, denn er besitzt kein Geld und trägt auch kein Verlangen danach. Es gibt sogar solche, die den Weg von einem Heiligtum zum anderen mit dem Körper messen und ihren Leib dabei blutig schlagen. Eines Tages bricht er unter den Strapazen und Entbehrungen im Statte eines heiligen Feigenbaumes oder an der Pforte eines Tempels todmüde zusammen und haucht sein Leben aus.

Was trieb ihn zu dieser sonderbaren Lebensführung? Nichts anderes als das heiße Verlangen nach innerer Glückseligkeit. Und er ist fest überzeugt, daß dieser Zustand nur dann eintritt, wenn die Sünde getilgt, die Macht der sinnlichen Triebe

Demokratie und Kirche.

Aus dem „Evang.-Kirchlichen Anzeiger“ von Berlin.

(Fortsetzung.)

gebrochen und das Band, welches ihn mit der materiellen Welt verbindet, so weit als überhaupt möglich gelockert ist. Ein Leben in der ewigen Welt des Geistes gewährt nach der Auffassung des Heiligen einzige und allein Glückseligkeit.

Wir stehen leicht in Gefahr, einen solchen Heiligen für einen Idioten zu erklären oder mindestens für einen Menschen zu halten, in dessen Gehirnmaschinerie eine Schraube loser geworden ist. Gewiß, unserem Denken erscheinen diese Leute als sonderbare Heilige. Aber es steht in ihnen ein hoher Idealismus, der in einer Zeit, wo größter Materialismus Triumph ist, eine gewisse Hochachtung verdient. Zweifellos gelangt man auf diesem Wege eher zur Glückseligkeit als wenn man sie sucht in den materiellen Genüssen dieser Welt.

Sehr oft verbüllt aber das braune Gewand des umziehenden Heiligen einen ganz raffinierten Schwindler und außerst geriebenen Geldmacher. Treten diese Leute in Gruppen auf, dann darf man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es Scheinheilige Gauner sind. Sie geben vor, mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet zu sein. Tatsächlich besitzen sie auch staunenerregende Fähigkeiten, die sie in einer Geheimschule durch langjährige Übung sich erworben haben. Bei ihrem Hokus-Pokus, vor dem der Ueingekehrte beinahe erstarzt vor Entzücken, handelt es sich vielfach nur um Kniffe und eine fabelhafte Gliedmaßenfertigkeit. Die Geheimkunst verraten sie nie, und würde man ihnen für die Enthüllung gleich blinkendes Gold bieten. In diesem Punkte können sie schweigen wie ein Grab. Ein Ausplaudern hätte den Verlust des Ansehens und des Verdienstes zur Folge.

Manchen Kunststücken liegt sogar ganz gemeiner Betrug zu Grunde. Dafür nur ein Beispiel. Als ich noch Neuling in Indien war und ohne Argwohn die Menschen betrachtete, besuchten mich eines Morgens einige dieser sonderbaren Heiligen. Durch kräftiges dreistimmiges Husten machten sie sich vor dem Hause bemerkbar. Ich trat heraus und fragte sie nach ihrem Begehr. „In Ihrem Garten hausen giftige Schlangen. Sie schweben in großer Lebensgefahr. Wir möchten aber Ihr teures Leben erhalten, denn Sie sind ein Segen für unser Volk und Land.“ Mit solchen und noch vielen ähnlichen Komplimenten und Phrasen überschütteten sie mich förmlich. Diese Worte ließen mich aber fühlen. Aus reiner Neugierde willigte ich in ihr Vorhaben ein, die Schlangen herauszuholen und zu fangen. Bald sahen die drei Gauner mit übergeschlagenen Beinen auf dem Boden, zogen Flöten aus ihrem Gewande her vor und schickten weiche, liebliche Töne in den Garten hinein. Ich stand in größter Spannung daneben und harrte der Dinge, die geschehen sollten. Es raschelte im Gebüsch, die gelben Kriecher kamen zum Vorschein und schlängeln sich den Flötenspielern zu. Ehrfürchtig stellen sie sich vor den Heiligen auf, machen die Köpfe breit und zeigen ihre Brillen. Ich trat einige Schritte zurück aus Furcht, denn es waren ja Brillenschlagen, deren Bisse in den weitaus meisten Fällen den raschen Tod zur Folge haben. Die Heiligen strecken die Hände nach den Schlangen aus, spielen sogar mit ihnen und stecken sie darauf in einen Korb, den sie mitgebracht hatten. „Sie sind gerettet, Sie sind gerettet; wir hatten recht!“ So sprachen sie wie aus einem Munde. Das Ereignis nahm meine Gedanken gefangen. Fragen stellen konnte ich in diesem Augenblicke nicht. Mit tief gesühltem Dank und einem Geldstück entließ ich sie. Sie wünschten mir alles Gute und verbeugten sich.

Gegen Abend kam mein Sprachlehrer, ein kluger Brahmane. Ich erzählte ihm das wunderbare Erlebnis vom Morgen und bat ihn um Aufklärung. Lächelnd meinte er: „die Sache ist sehr einfach; die Schlangen, welche die Gauner aus dem Garten herausgelöst haben, ließen sie gestern Nacht hineinkriechen. Es sind Tiere, denen das Gift entnommen wurde. Die Schlangen lieben zarte, weiche Töne. Mit ein wenig Dressur bringt man sie soweit, daß sie willenlos gehorchen.“ Das Rätsel war also gelöst, und die sonderbaren Heiligen als Schwindler entpuppt. Trotzdem weite Kreise im indischen Volke diese heiligen Kerle durchschaut haben, wagt es niemand, ihnen das schwindlerische Handwerk zu legen. Furcht vor Rache hält sie zurück. Selbst der Gebildete vermutet in den Heiligen unheimliche Kräfte, mit denen sie Feinde restlos zu Grunde richten können. Daher kommt es, daß diese Gauner bis auf den heutigen Tag ihr Spiel treiben und das Volk aussaugen dürfen. Gewinnen die zuerst geschilderten Heiligen einem Hochachtung ab, gegenüber den scheinheiligen Gaunern empfindet man liefern Abscheu und Ekel. Es wäre im Interesse des indischen Volkes zu wünschen, daß der Jüngste von ihnen etwa 100 Jahre alt wäre.

E. Hahn.

Es ist eine grausame Enttäuschung, die den Schwärmern für das schöne Wort Demokratie durch die entsetzlichen Erfahrungen dieser Zeit bereitet wird. Sie haben immer auf unsere Nachbarn im Westen, auf Franzosen, Engländer und Amerikaner als auf solche Völker hingewiesen, bei denen das demokratische Prinzip verwirklicht und das Volk selbst zum Herrn seiner Gesetze gemacht worden sei. Und jetzt, wo es sich zeigt, daß in Deutschland mit diesem demokratischen Prinzip nur alles zerstört, aber nichts geschaffen werden kann, sind sie nicht einmal mehr in der Lage, sich auf jene westlichen Demokratien zu berufen, wo es doch mit dem demokratischen Prinzip sehr gut gehe. Denn zu deutlich liegt es jetzt am Tage, daß für jene Völker die politische Theorie von der politischen Praxis gänzlich verschieden ist, daß in Wahrheit bei ihnen von Volksherrschaft gar nicht die Rede sein kann, daß sie sich unter der Regierung selbstherrlicher Oligarchien durchaus wohlfühlen, und daß die demokratische Phrase nichts als ein ideelles Befriedigungsmittel ist, das ihnen über die Allgewalt der tatsächlichen Verhältnisse hinweghilft. Es gehört zu der natürlichen Anlage jener Völker, daß ihnen der Zwiespalt zwischen Sein und Schein, zwischen Ideal und Wirklichkeit keinen Kummer bereitet. Sie bewegen sich gleichzeitig mit Meisterschaft in hochtönenden idealen Redensarten und sehen dabei im praktischen Leben ausschließlich auf den selbstischen Nutzen und den geschäftlichen Vorteil. Bei dem Deutschen ist es anders. Er verliert sich selbst, wenn bei ihm nicht das Innere und das Äußere mit einander in Übereinstimmung stehen. Er meint es ernst mit der Sache, weil er es ernst mit sich meint. Ergreift er eine Theorie, so muß ihm diese Theorie auch zur Beherrcherin der Praxis werden. Darum muß das abstrakte Mehrheitsprinzip der modernen Demokratie, das dem Gefüge der genannten Staaten keinen großen Schaden tun kann, weil es dort eine oberflächliche Demokratie bleibt, sobald es von der deutschen Gründlichkeit übernommen wird, sich in seiner ganzen Gefährlichkeit offenbaren.

Deutschland, das Land der Mitte, die Heimat des Lebens aus der Innerlichkeit heraus, ist von der Vorstellung dazu ausgesessen, daß alle in der christlichen Kulturwelt austauchenden Probleme auf seinem Boden zum Ausdruck gebracht wurden. Es ist nicht das erstmal, daß sein äußerer Bestand über einen solchen Prinzipienkampf in die Brüche gegangen ist. Immer aber hat schließlich der Umstand, daß der deutsche Geist den Schlüssel zur Lösung der schwersten Probleme aus der Tiefe seines Innern unter unsäglichen Kämpfen hat hervorholen müssen, ihm nur verstärkte Spannkraft und neue Lebensfrische gebracht. Wenn jetzt der deutsche Volksgeist zum Kampfe mit dem zerstörenden Idol einer falsch verstandenen Demokratie aufgerufen worden ist, zu einem Kampfe, der ihm zunächst seinen bisherigen staatlichen Bestand gelöst hat, so dürfen wir hoffen, daß er nach bitterem, tödlichem Ringen über dieses Idol Herr werden und für die Menschheit den wahren Begriff der Demokratie verwirklichen werde, den sie unbewußt sucht, wenn sie jenem Idol anhängt. Was es mit diesem wahren Begriff der Demokratie auf sich hat, darüber seien uns demnächst einige Bemerkungen verstattet.

II.

Die Bedeutung des demokratischen Prinzips.

Demokratie heißt Volksherrschaft. Dadurch wird nach dem einfachen Wortlaut eine solche Gemeinschaft bezeichnet, in der das Volk sich selbst beherrscht. Nun wird niemand leugnen können, daß in diesem Ausdruck ein Ideal der sittlichen Vollendung ausgesprochen ist. Der Mensch, der sich selbst beherrscht, ist in Wahrheit erst recht Mensch. Alle Erziehung geht darauf aus, den Menschen instand zu setzen, daß er sich überwinden und rein aus seiner inneren Selbstbestimmung das Gesetz seines Handelns schöpfe. Nicht minder gilt es von dem Volke, daß es nach eigenen Gesetzen der Art seines Geistes gemäß sein Leben zu führen berufen ist, ungestört durch Eingriffe von außen.

Es ist der Gedanke der Freiheit, der hier in seiner umfassenden Macht hervortritt. Aber wenn zunächst die Freiheit wie ein Ideal erscheint, dem man nachtrachten muß, weil es noch nicht erreicht ist, so genügt etwas Nachdenken dazu, um uns klar zu machen, daß die Freiheit nicht bloß das Ideal, sondern vielmehr auch das Wesen der Menschennatur selbst ist,

und daß alles Streben nach Freiheit das wesentliche Freisein bereits voraussetzt. Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär er in Ketten geboren. Hätte unser Geschlecht diese große Wahrheit ernstlicher festgehalten und den menschlichen Fortschritt auf dem Wege der Vollendung der sittlichen Persönlichkeit statt auf dem der Vermehrung des materiellen Wohlstandes gesucht, dann wären uns die Schrecken erspart geblieben, die von dem Sklaven ausgehen, wenn er die Kette bricht. Ihm mangelt die Freiheit, weil ihm die Selbstbeherrschung fehlt und er ein Knecht seiner Willkür, seiner Triebe und Leidenschaften ist. Freiheit ist Gebundensein an die Vernunft, an eine allgemeine Wahrheit, an ein bleibendes Gesetz; und der Mensch ist darum seinem Wesen nach frei, weil er ein vernünftiges Geschöpf, ein denkendes Wesen ist und das Bewußtsein eines Sollens, die Unterscheidung zwischen richtig und unrichtig, zwischen wahr und falsch, zwischen gut und böse in sich trägt. Sein Leben aber ist kein ruhender Zustand, sondern eine unablässige geistige Bewegung. So wie er anfängt, kann er nicht bleiben. Die Welt um ihn her fordert ihn beständig heraus, daß er sich selbst und seine Freiheit behauptet. Mit der bloßen Anlage zur Freiheit fängt er an, und die Aufgabe seines ganzen Lebens besteht darin, diese seine Anlage zur Wirklichkeit zu machen, sich zur sittlichen Persönlichkeit zu entwickeln und als solche zu bewahren. Er wird unablässig durch die Welt, in der er lebt, dazu erzogen und von allen Seiten dazu angetrieben, sich an das zu halten, was vernünftige Ordnung und erprobte Wahrheit ist im Gegensatz zu der Gedankenlosigkeit und Zufälligkeit der persönlichen Einfälle. Die freie Persönlichkeit wird frei, indem sie sich an allgemeingültige Grundsätze bindet, die sie zum Fundament des eigenen inneren Lebens macht, und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Von hier aus ist das Verständnis dafür zu gewinnen, was es heißt, daß ein Volk sich selbst beherrscht: es gehorcht den Gesetzen, die es sich selbst gewählt oder gegeben hat, die es freiwillig und mit dem Bewußtsein ihrer Berechtigung und inneren Vernünftigkeit anerkennt, und denen es gehorcht, weil es die Gesetze der eigenen Volksgemeinschaft sind. Darin besteht in Wahrheit die Freiheit des Volkes, und dann kann man sagen, daß es sich selbst regiert, wenn es mit willigem und freudigem Geiste den Ordnungen dient und den Gesetzen gehorcht, in denen sich der besondere Charakter gerade dieses Volkes und seiner eigentümlichen Stellung innerhalb der gesamten Völkerwelt ausspricht. Und es ist kein Zufall, daß gerade auf dem Boden des alten Griechenlandes, wo zuerst das Individuum sich der ihm innwohnenden geistigen Freiheit denkend bewußt wurde, der Begriff der Demokratie seine erste Ausbildung fand, und zwar in dem von uns angegebenen Sinne, das sich das Volk selbst zu beherrschen, d. h. in dem Geiste der Gesetze seines Gemeinwesens zu leben habe. Auf die Frage des Vaters nach der besten Weise, seinen Sohn sittlich zu erziehen, antwortet der Griech: wenn du ihn zum Bürger eines Gemeinwesens mit guten Gesetzen mache.

So ergibt sich nun, daß mit dem Worte Demokratie gar nicht bloß eine bestimmte einzelne Verfassungsart, sondern ein Prinzip bezeichnet wird, das im Volksleben sich in sehr verschiedenen Formen ausgestalten kann, das aber mit dem Begriffe des Staates unlösbar verbunden ist. Denn was den Staat von jeder anderen menschlichen Gemeinschaftsform unterscheidet, das ist gerade die vollkommene Selbständigkeit, mit der er in sich geschlossen dasteht als ein Gebilde, das sich ganz allein selbst seine Gesetze gibt und durch keine Gesetzgebung von außen beschränkt wird. Ein Volk ist frei nur, wenn es ein staatliches Dasein hat; denn nur dann regiert es wahrhaft sich selbst und wird von keiner fremden, außer seiner Gemeinschaft liegenden Macht beherrscht. Die neuere Gesellschaftswissenschaft, die nach dem Muster der Soziologen in Frankreich, England und Amerika den Staat unter dem Gesichtspunkt naturgesetzlicher Entwicklung betrachtet, kann diesem eigentümlichen und unterscheidenden Charakter des Staates, daß in ihm die Freiheit zur vollkommenen äußerlichen Erscheinung gebracht wird, natürlich nicht gerecht werden, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß gerade von dort aus die verkehrtesten Auffassungen von Demokratie verbreitet worden sind. Ein jedes Volk, das frei sich selber lebt nach eigenem Gesetz, ist als solches sein eigener Herr, ganz gleich, wie die besondere Form seiner Verfassung aussiehen möge. Ein solches Volk aber kann nur bestehen als ein Staat; und so gehört der Begriff Staat und der Begriff Demokratie untrennbar zueinander.

Das ist in eigentümlicher Weise zum Ausdruck gebracht worden durch die naturrechtliche Lehre von der Volksso-

veränität. Sie besagt, daß immer und unbedingt das Volk souverän sei und daß jede Verfassung, sie sei monarchisch, aristokratisch oder demokratisch, ihre Entstehung und ihren Bestand dem Willen des souveränen Volkes verdanke, das sich eben diese Verfassung als die ihm genehme ausge sucht habe, sie als solche dauernd gelten lasse, aber auch jederzeit berechtigt sei, sie abzuschaffen und durch eine andere zu ersetzen.

Die handgreifliche Verfehltheit dieser Theorie besteht darin, daß sie erstens die Entstehung des Staates als einen Akt der freien Wahl der Menschen, die Verfassung als ein künstliches Machwerk zufälliger Wahl ansieht und daß sie zweitens von einem Volke redet unter Abscheu von seiner Gliederung in Regierende und Regierte. Ohne solche Gliederung gibt es kein Volk, sondern nur einen Haufen, und gerade der ist sicherlich nicht souverän und imstande, einen Staat zu gründen. Ein Volk ist immer schon eine organisierte Gemeinschaft, die ihre Verfassung in sich trägt, und die Regierungsorgane gehören selbstverständlich mit zu dem Volk. Sieht man aber von diesen handgreiflichen Unrichtigkeiten ab, so bezeugt die Theorie von der Volksouveränität offenbar, daß es ganz unmöglich ist, von einem Staat zu sprechen, in dem es an einem einheitlichen Volkswillen fehlen könnte, an dem durch die Volksgemeinschaft als Ganzes hindurchgehenden und sie belebenden Willen, daß der Staat in seiner selbständigen Macht nach innen und außen als der Staat dieses Volkes erhalten bleibe. In diesem Sinne ist das Volk in jedem Falle der Träger und Bürge für das Leben des Staates, und so kann es einen Staat ohne demokratisches Prinzip überhaupt nicht geben.

Freilich ist sogleich hinzuzufügen, daß genau dasselbe für die Begriffe der Aristokratie und der Monarchie gilt. Immer müssen die Einsichtigen und Sachverständigen innerhalb des Staates die leitenden Stellungen innehaben und für den Gang der Verwaltung und der Staatsgeschäfte maßgebend sein; d. h. es geht nicht ohne Aristokratie ab. Und immer muß eine leichte entscheidende Stelle vorhanden sein, die allen Staatshandlungen zur Gültigkeit verhilft und alle auseinanderstrebbenden Meinungen durch ihren Ausspruch zur Einheit bringt; d. h. es geht nicht ohne einen Monarchen ab. Die Staaten unterscheiden sich demnach nur dadurch, welches dieser drei Prinzipien bei ihnen am deutlichsten herausgearbeitet ist; fehlen kann keines. Was sich von einander ausschließt, das sind nicht die Prinzipien der Demokratie, Aristokratie und Monarchie, sondern es sind die einseitig und darum schädlich ausgebildeten Verfassungsformen, bei denen nur eins jener Prinzipien äußerlich zur Geltung kommt; also die Ochlokratie oder die Herrschaft der Mehrheit, die heute regelmäßig mit der Demokratie verwechselt wird, die Oligarchie und der Despotismus.

(Fortsetzung folgt.)

Masuren.

Die letzte deutsche Post brachte unter vielem anderen die ersten genauen Nachrichten über die Abstimmung in Ostpreußen. Dort mußte im Regierungsbezirk Allenstein, das heißt im südlichen Teile von Ostpreußen, auf Grund des Versailler Friedens abgestimmt werden, ob dies Land zu Ostpreußen oder zu Polen gehören sollte.

Die Bewohner des größten Teils jener Gegenden werden gewöhnlich Masuren genannt. Sie sind ein Zweig des polnischen Stammes, reden einen Dialekt der polnischen Sprache, der freilich sehr stark mit deutschen Worten durchsetzt ist, und sind zumeist, wie auch der größte Teil der unvermischten Polen, hellblond und blauäugig. Sie gelten im übrigen Ostpreußen als fröhliche, manchmal sogar leichtgesinnte Menschen, die trotz harter Arbeit auf ihren wenig fruchtbaren Feldern nicht so leicht verzagen, im übrigen als vorzügliche Soldaten. Viele Geschichten über ihren Hang zu Scherz und Spott gehen im Schwange, so erzählt man in Ostpreußen, daß ein majurischer Bauer, der mit dem Gendarm, dennm Polizeibeamten, in Streit lebte, diesen zum Verwechseln ähnlich in Holz geschnitten auf seinem Hausecke als Wetterschnecke anbrachte. Der entrüstete Gendarm beschwerte sich, und der Bauer erklärte dem Landrat: „Jao, Herrke, daò hett he maol nids to fogge, un möt sòf drelle, wie ödl möll!“ (Ja, Herr, da hat er einmal nichts zu sagen und muß sich drehen, wie ich will.)

Diese Masuren sind evangelisch, während in den Kreisen Allenstein und Rössel, die zum Ermland gehören, der katholische Glaube vorherrscht. Dementsprechend ist das Ergebnis der Abstimmung geworden. Im Kreise Olecko, dessen Bevölkerung fast

ausnahmslos aus Masuren besteht und unter sich polnisch spricht, wenn sie auch deutsch versteht, sind für Deutschland 28 649 Stimmen abgegeben worden und nur 2 für Polen! — Im Allensteiner Bezirk aber, wo sehr viel weniger Menschen mit polnischer Muttersprache wohnen, haben 4423 Personen für Polen gestimmt, allerdings auch 30 444 für Deutschland!

Das beweist zweierlei. Zunächst einmal, daß in Deutschland die anderssprachigen Untertanen nicht gedrückt worden sind. Haben doch in allen Volksschulen Kinder mit polnischer Muttersprache zuerst den Unterricht in polnischer Sprache, erst auf der Mittelschule in deutscher gehabt, wurde doch Religionsunterricht für die Kleinen immer in der Muttersprache erteilt! Die evangelischen Masuren, ebenso die Litauer, haben sich nie beschwert, daß man sie zurüdgesezt habe, — nur wo fremde Aufseher tätig waren, im Elß, in Posen und Oberschlesien kamen Reibereien vor.

Zum zweiten aber beweist diese Abstimmung, welchen Einfluß der Glaube auf das Denken der Menschen hat. Es gibt heute so unendlich viele Menschen, die die Religion für abgetan und veraltet erklären möchten, die sie aus den bestimmenden Einflüssen wenigstens „für gebildete Menschen“ ausschließen möchten. Und doch beweist sie heute noch ihre völkerbestimmende Kraft. Wären die Masuren nicht so gut evangelisch, die Abstimmung hätte ein ganz anderes Ergebnis gehabt, und aus gut evangelischen Männern werden sich auch die Führer finden, die den deutschen Volke wieder emporheben. N.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Hammonia. Zum Abschied des Herrn Pfarrer Dr. Aldinger fand in Hammonia ein Gemeindeabend statt, über dessen Verlauf dem „Christenboten“ folgender Bericht zuging:

So reich und bunt wie der gefüllte Blumenkorbf auf dem Ehrentisch war der Strauß vielseitiger Darbietungen des Abends, ein ehrendes Zeugnis für das geistige und geistliche Leben der Gemeinde. Die gemischten Chöre von Hammonia (Dirigent Herr H. Hermann), und vom Raphael (Dirigent Herr C. Nidel) und der als Tenorist bekannte Herr W. Hoppe auf dem Harmonium begleitet von Fr. Clara Hoppe, sangen geistlich gerichtete Lieder von Abschied, Heimatsehnsucht und Wiederssehen. Die vereinigten Männerhöre von Neuberlin und Taquaras (Dirigent Herr H. Berthold) ließen das „Deutsche Lied“ und den „Abschied vom Walde“ (Wer hat dich, du schöner Wald) kräftig ertönen. Harmonium und Geige (Frau Direktor Deele und Herr Aichinger), Flöte und Geige (Herr Berthold und Fr. Auguste Marmein), Sologesang mit eigenhändiger Zitherbegleitung von Herrn Hermann, das Württembergerlied von einem Mädchengchor aus Neuberlin, „Im schönsten Wiesengrunde“ von Schülern von Hammonia unter Leitung des früheren Lehrers und vortrefflichen Gesangmeisters Herrn A. Müller — das waren die musikalischen Leistungen.

Die dramatische Kunst stellte sich ein und gab in „Strandgut“ in dem vorzüglichen Spiel von Herrn H. Bier, L. Rischbieter, F. Ribitski und Fr. Domning ein erschütterndes Stück von Menschenleid. Abschiedsgedichte, selbstdorfäste oder von hiesigen Dichtern trugen vor: Herr Christian Bleich, Alex. Sievers, Fr. Thekla Hergert, Ilse Deele. Die Schülerinnen Milda Enke und Maria Schelle declamierten „Die Hoffnung“ und „Andreas Hofer“. Die Turner brachten dem Freunde der Jugend und des Turnens ihre Huldigung und den Abschiedsgruß dar mit drei prächtig gesellten Marmorgruppen. Nach dem „Württemberger Lied“ erhob sich impulsiv Herr Dr. Aldinger zu einer Zwischenrede: Das Lied stelle ihm die schwäbische Heimat lockend vor Augen, mit ihren Bergen und Burgen, wie Hohenstaufen, Lichtenstein und Weibertreu, mit Städten und Klöstern, mit den Buchenwäldern der Al. und den dunklen Tannen des Schwarzwalds, aber ach, einen Schatz habe seine Heimat verloren, das gepräsene und besungene Kleinod, daß der Fürst sein Haupt jedem Untertan in den Schoß legen konnte. Im allgemeinen deutschen Zusammenbruch sei auch die Schwabentreue gebrochen worden. Wir aber wollen dem Fürsten von Württemberg, dem Landesbischof der Mutterkirche, die uns soviel Gutes erwies, König Wilhelm II., dem Herzog von Schwaben, ein treues und dankbares Gedachten bewahren und in dreifachem Heilsruf bezeugen. — Ueber Mitternacht war es als der harmonisch verlaufene Gemeindeabend sein Ende fand und gar viele noch Stundenweite Wege in dunkler Nacht zu machen hatten, bis sie nach Hause kamen.

Bei dieser Gelegenheit hielt Herr Eberspächer, der Vorsitzende der Gemeinde, folgende Rede:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Als Vorsitzender der Kirchengemeinde Hammonia obliegt mir heute die Pflicht, Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, im Namen aller Mitglieder für Ihre Jahre- ja Jahrzehntelange aufopfernde Tätigkeit als Pfarrer und Schulinspektor in dieser Kolonie öffentlich den allerherzlichsten Dank auszusprechen. Sind es nun doch fast 20 Jahre, daß Sie sich diesem für die hiesigen Bewohner so wichtigen Werke gewidmet haben. Wir alle wissen welch schwierigen und entbehrungsvollen Verhältnissen Sie die Grundlage für die Sache der evangelischen Kirche und für die Jugenderziehung hier gelegt haben, wo von Einflüssen kaum die Rede sein konnte, reichten sie doch damals nicht einmal für einen höchst bescheidenen Lebensunterhalt aus. Wohl mancher junge Mann oder junge Frau unter uns würde heute weder lesen, noch schreiben, noch rechnen können, wie es vielleicht unter den Kolonisten der alten Koloniebezirke gewesen ist, wenn Sie sich nicht gleich am Anfang der hiesigen Kolonisation um die Schule bemümt hätten. Wir anerkennen heute von ganzem Herzen Ihre lobenswerten Bemühungen und schätzen das Pflichtgefühl, mit dem Sie stets Ihr Amt bei jeder Witterung, ja selbst bei Unwohlsein ausgefüllt haben. Sie haben damit ein ehrendes Zeugnis Ihres Pflichtbewußtseins vor Gott und der Gemeinde abgelegt. Wir anerkennen auch die versöhnende Art und Weise, mit der Sie manchen Kirchen- oder Schulstreit beendet haben. Raum ein anderer Pfarrer kann auf eine so lange Tätigkeit in dieser Gegend zurückblicken, die wie wir wohl wissen, Ihnen zur zweiten Heimat geworden ist. Unser Kirchenwesen hat durch Ihre nie ermüdende Tätigkeit feste Formen angenommen und wir werden stets in erster Reihe Ihnen zu danken haben, wenn dasselbe, wie wir uns der Hoffnung hingeben, einer weiteren gedeihlichen Entwicklung entgegengeht. Wir alle wünschen Ihnen, sehr geehrter Herr Doktor, viel Glück auf Ihren weiteren Lebensweg und bitten Sie, Ihr wohlwollendes Interesse auch fernerhin unserer Gemeinde zu bewahren. Zum Ausdruck des Dankes und als Erinnerung überreiche ich Ihnen im Namen der Mitglieder der Kirchengemeinde Hansa ein Schreibzeug, das wie wir hoffen, Ihnen Freude machen wird. Und nun ersuche ich die Anwesenden, sich zu Ehren des Herrn Dr. Aldinger und in Würdigung seiner jahrelangen Tätigkeit von ihren Sitzen zu erheben.

Im Verlaufe des Abends hielt Herr Eberspächer dann noch folgende Rede:

Werte Gemeindemitglieder!

Wie Ihnen allen bekannt sein dürfte, hat Herr Dr. Aldinger stets sehr bescheidene Ansprüche an die Gemeinde gestellt und hat außerdem immer dafür gesorgt, daß Mittel von außen kommen, um den Mitgliedern sowohl in Kirchen- als Schulwesen nicht zu große Lasten aufzuerlegen. Solche Beihilfen werden nun in Zukunft durch die leidigen Verhältnisse, die Krieg mit sich gebracht hat, in Wegfall kommen, es werden also die Einnahmen kleiner, während auf der anderen Seite die unbedingt nötigen Aufwendungen größer werden. Dadurch wird in Zukunft, wie es auch schon jetzt der Fall ist, eine größere Geduldslösigkeit vonseiten der Mitglieder verlangt werden müssen, wenn es nicht möglich sein sollte, die der Kirchengemeinde noch fern stehenden Personen, evangelischen Glaubens, auch zum Beitritt zu bewegen. Die Kirchengemeinde ist nicht für wenige Personen geschaffen, nein, sie soll ein alle Familien evangelischen Glaubens umfassendes Band darstellen und kein Familienvater sollte es sich nehmen lassen, dieser Gemeinde anzugehören und mitzuholzen, seinen Anteil der Kosten zu tragen, der natürlich bei einer großen Anzahl von Mitgliedern kleiner ist, als wenn es nur wenigen Personen überlassen bleibt, die nötigen Gelder aufzubringen. Wohl hört man des öfteren die Meinung, daß es auch ohne Pfarrer, also auch ohne Religion ginge. Das kann aber — erlauben Sie mir, dies zu sagen — nur die Meinung von solchen Personen sein, die sich mit der Religionsfrage noch nie ernsthaft beschäftigt haben, oder den Wert der Religion nicht zu schätzen wissen oder schätzen wollen; denn was aus der Menschheit wird, wenn sie sich von der Religion losagt, das sehen wir heute am besten an den Zuständen im alten Europa und ganz besonders leider in Deutschland. An Stelle der Zucht, Ordnung, Arbeitsfreudigkeit und des Pflichtgefühls treten Sittenlosigkeit, Unordnung, Gewalt- und Selbstsucht. Die Bande der Ehe werden gelödert und die Jugend wächst, dem schlechten Beispiel folgend, ebenfalls sittenlos und ohne Pflichtgefühl auf, und als natürliche Folge kommt die Unzufriedenheit aller Klassen, denn Zufriedenheit kann nur bei geordneten Verhältnissen herrschen. Wie

der Mensch Nahrung braucht, um seine Körperkraft zu erhalten, so muß er auch für Auffrischung seines Geistes sorgen, wenn er nicht auf eine ganz niedrige Geistesstufe herab sinken will. Der Mensch muß von Zeit zu Zeit aus seinem alltäglichen Leben mit seinen größeren oder kleineren Sorgen herausgehoben werden und dazu braucht man, besonders in ländlichen Bezirken, die nicht die Mannigfaltigkeit, den fortwährenden Wechsel und die Gelegenheit zur Ausbildung wie in den Städten bieten, eines geistigen Führers, und ich glaube mit Recht sagen zu dürfen, daß dazu keine andere Person besser geeignet ist, als ein erfahrener, tattooller Pfarrer. Das was er natürlich in erster Linie zu verkünden hat, sind die Lehren des Evangeliums — der Religion —, die ohne Zweifel den besten Fingerzeig bieten, wie wir unser Leben zu unserem eigenen Heil und dem der anderen führen sollen; aber leider werden diese Lehren sehr oft nicht beherzigt, ja, ich möchte beinahe sagen, daß viele es nicht der Mühe wert halten, sich mit solchen Sachen ernsthaft zu beschäftigen. Auch bei unserer konfirmierten Jugend möchten wir wünschen, daß die Lehren der Konfirmation noch ernster aufgefaßt und treuer befolgt werden, anstatt daß sie, wie es manchmal der Fall ist, sich sofort nach der Konfirmation dem Tanzsaal zuwendet und dann nur noch den Wunsch hat, alle Vergnügungen mitzumachen. Ja, der Tanzvergnügungen kann es nie genug geben, diese finden stets rege Beteiligung und dazu ist auch immer wieder Geld vorhanden. Wenn wir Vorstände der Überzeugung wären, daß wir eine wertlose, nichtssagende Sache vertreten, die den Gemeindemitgliedern nur Geld kostet, so würden wir sicherlich nichts damit zu tun haben wollen, aber da wir die Religion als eine Heilsnotwendigkeit betrachten, die nicht bloß zur Vollziehung von geistlichen Handlungen für Tausen, Konfirmationen, Hochzeiten oder Beerdigungen, sondern auch für die innere moralische Befestigung der Menschen und zum friedlichen Zusammenleben aller Klassen dient, so halten wir daran fest und können nur wünschen, daß alle unsere Mitglieder nicht nur dem Namen, sondern auch der Gesinnung nach Mitglieder dieser christlichen Gemeinde sind, die es sich nicht nehmen lassen, daß auch ihre Kinder christlich erzogen und beziehen in die Lehren der Religion eingeführt werden. Auf diesen Punkt möchten wir noch ganz besonders hinweisen, denn durch die Entstehung von Regierungsschulen, wo bekanntlich kein Religionsunterricht gegeben wird, tritt die Notwendigkeit ein, daß die Eltern für solchen Unterricht selbst Sorge tragen. Viel Mühe, Arbeit und Geduld hat es unserem seitherigen Pfarrer, Herrn Dr. Aldinger, gekostet, dies Werk bis zur gegenwärtigen Stufe zu bringen. Eine wichtige Aufgabe der Zukunft wird es sein, wie ich schon vorher gezeigt habe, die christliche Gesinnung in der reisenden Jugend zu erhalten, wie es in den Städten durch Jünglings- und Jungfrauenvereine geschieht. Auch andere Aufgaben harren noch der Lösung, möge es uns mit ihrer Hilfe gelingen, dieses wichtige Werk zum Nutzen und Frommen aller und zur Ehre Gottes erfolgreich weiterzuführen.

Herrn Dr. Aldingers Antwortrede ^{volhr} folgenden Wortlaut:

Von der Höhe der Wasserscheide gesehen, lag die neue Kolonie da, wie ein noch verschlossenes Buch, von dem nur das Titelblatt bezeichnet war mit dem wohllingenden, erinnerungsreichen und verheißungsvollen Namen Hansa. „Was wird die Zukunft sein und bringen“, fragt das Herz, während der Blick über das flutende, grüne Waldmeer, die Höhen und Täler schweift?

Nun ist schon Blatt um Blatt aufgeschlagen, Seite um Seite beschrieben, mit der Geschichte von Taquaras und Hammonia, Neub Berlin und Sellin, Unterer und Oberer Rassel, Neubremen und Neustettin, Indios und Krauel, Scharlach und Qacisz; ein ganz besonderes Blatt ist die wirkliche und doch so romantische Indianergeschichte vom Plate; frische Seiten sind eben begonnen mit Boa Vista, dem neuen Einwandererheim und mit dem Paradies der Viehzüchter, Dona Emma.

All dies Land, das von der Punta Felippe der Serra do Mirador oder gar vom Hessenhaupt des „Stoltz“ sich noch vollkommen überschauen läßt als von der Coscho-Höhe, ist nun in Hunderten, ja Tausenden von Rechtecken, Quadraten, Dreiecken vermessen und mathematisch genau aufgezeichnet in den Kartenblättern als Stadtplatz- und Kolonielöse; jedes dieser Löse hat seine Zahlengeschichte von Landpreis und Zinsen, Schulden und Abzahlungen in den Rechnungsbüchern; jedes dieser Löse hat bei der Biegelastigkeit unserer Landschaft nicht einen sich eintönig stets wiederholenden,

sondern immer eigenartigen Bau- und Bearbeitungsplan für Haus und Hof, Weide und Pflanzung, der dem Vorbeivandernden still und doch bereit von den Bewohnern und ihrem Wesen erzählt; ja jedes dieser Löse hat seine eigene Lebens- und Seelengeschichte derer, die darauf wohnen und arbeiten, lieben und leiden, lernen und glauben, wovon der Niederschlag sich findet in den Kirchenbüchern, in den Registern von Taufe und Konfirmation, Trauung und Begräbnis.

Das alte Einwandererhaus wird bald vollends ganz verschwinden, wie schon die erste Hälfte dem neuen Direktionsgebäude Platz gemacht hat. Es hat einst unter seinem langen Schindeldache alle neuen Ankömmlinge gemeinsam beherbergt; es bot die Arbeitsräume für das Kartens- und Rechnungswerk der Koloniedirektion und nahm gastlich auch Schule, Kirche und Gericht unter sein Dach auf. Auch wenn ein jedes, Person oder Amt, sein eigenes Heim bezogen hat, möchte doch die Erinnerung an das erste gemeinsame Dach nicht verblassen, möge ein Bogen der Gemeinschaft und des Zusammenhalts über die wachsende Menge der Bewohner und Mitglieder sich spannen. Wie andere Zeugen der ersten Zeit verschwunden sind, lange schon der Baumstumpf über den Taquaras, die alte Hütte von ^{Antny} Bäder Jahr, vor kurzem noch der erste Kirchturm, so nun bald auch das Wahrzeichen der Urzeit, „der Schuppen“ und der Pfarrbegründer, der noch mehr ein „Waldrechter zwischen Klößen und Stämmen“ war, um einen Ausdruck Luthers zu gebrauchen, als ein Pfarrherr mit schwarzem Rock und weißer Binde. Möchte aber alles in Hansa-Hammonia, auch im neuen, stattlicheren Kleide, so herzlich freundlich bleiben wie in den Tagen, da ich mit meinem lieben Nachbar Adolf Schurt und seinen Söhnen unter einer Decke in einem Rancho schlief, so ehrlich, wie damals als die neu angelegte Sellin-Pilade durch die halboffene Hütte von Arthur Müller führte, ohne daß etwas gestohlen wurde, so sicher, daß man bei unverschlossener Tür schlafen kann, wie ich es in all den Jahren tat, so einfach und schlicht, daß man sich nicht geniert, in die Kirche zu kommen auch ohne Wickstiefel und Spitzensleid, so familienvertraut, wie heute dieser Familienabend, der mit einer leuchtenden Erinnerung fürs ganze Leben sein wird, für den ich auch allen, die gekommen sind, und die mitgewirkt haben, aufs herzlichste danke. Ich rufe und schließe schon jetzt, wie bei der Abreise: Der Hansa Heil! Sie wachse, blühe und gedeihe; Gott walte es, Amen!

^{Lan} Timbo. Im Juli hat wieder für verschiedene Sprengel der Konfirmandenunterricht begonnen und in anderen ein sogenannter Vorunterricht eingesetzt. Da seien die Eltern ersucht, den Beginn des Unterrichts oder Vorunterrichts nicht wie schon oftmals als Anlaß oder Vorwand zu benutzen, um alsbald ihre Kinder aus der Schule zu nehmen. Sie schädigen dadurch ihre Kinder nicht nur in der sonstigen, sondern auch in der religiösen Vorbildung, die ihnen durch die Schule erteilt wird und mit welcher der Konfirmandenunterricht rechnen muß. Es ist bisher nicht geschehen, erscheint aber nach den in Aussicht stehenden Beschlüssen der Gemeindeorgane nicht mehr als ausgeschlossen, daß solche Kinder, weil ungenügend vorbereitet, vom Konfirmandenunterricht zurückgewiesen werden. Natürlich handelt es sich um Kinder, die weniger als 5 Jahre zur Schule gegangen sind.

Ferner ersuche ich die früheren Konfirmanden im Sprengel Timbo, recht bald ihre Konfirmationscheine im Pfarrhause abzuholen. Es sind immer noch mehr als 100 Scheine da. Für den Schein sind 100 Rs. zu zahlen, welche in die Verwaltungskasse fließen.

Endlich bemerke ich zu der Sammelliste am Schlusse dieser Nummer, daß bisher je 20 Kg. Reis, Zuder, Schmalz und Sago sowie je 10 Kg. Honig und getrocknete Bananen durch den Arbeitsausschuß in Blumenau an das Waisenhaus abgeschickt worden sind, wofür 235\$000 bezahlt wurden, sodaß noch 80\$000 übrig bleiben. Für diese 80\$000 und die weiterhin einkommenden Haben sollen später wieder Lebensmittel gesandt werden, wenn nicht vom Waisenhaus der Wunsch geäußert wird, das Geld selbst zu erhalten. Ich habe mich mit dem Waisenhaus in Verbindung gesetzt und hoffe, um den 20. September die Nachricht in Händen zu haben, ob Lebensmittel oder Geld gewünscht werden. Da zurzeit in Deutsch-Oesterreich die Ernte im Gange ist, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß für einige Monate Lebensmittel drüber biller zu haben sind, als sie von hier gefunden werden können.

Krause.

Für den Familientisch.

Des Gerichtsbauers Mutterschwein.

Von Alfred von Hedenstjerna.

(Uebersetzt aus dem Schwedischen.)

(Schluß.)

Zu Himmelfahrt kam er wieder, um zu freien, aber da war der Gerichtsbauer ganz verteufelt wild und sagte ihm, er sollte sich schämen. Diesmal bot er ihm aber keinen Schnaps an.

Karl stöhnte und grämte sich um die Dörn, sodass er ganz mager wurde, und er atmete so schwer, dass man keinen Augenblick vor dem Abspringen und Zubodenfallen seiner Westenköpfe sicher war. Und Karin, die mit der Magd zusammenschlief, weinte die ganzen Nächte hindurch wie besessen, dass das ganze Kopftischt naß wurde und die Magd aufwachte und glaubte, man hätte ihnen eine Satte Milch in's Bett gegossen. Und zwei oder drei Tänze auf dem Maienfest und so ein sechs, sieben Küsse Sonnabends abends hinter der Kuhstalltür, das war alles, was verabfolgt wurde.

Aber Gott verzeih mir meinen Schneidschnad, wir wollten ja, soviel ich weiß, von dem Mutterschwein sprechen. Ja, seht, das war so. Vor zwei Jahren war die landwirtschaftliche Ausstellung in der Stadt gewesen und da war der Gerichtsbauer denn doch blitztoll geworden, weil die Leitluß des Kirchenvorstehers einen Preis und eine blaue Schleife um's Horn bekommen hatte. Und da hatte er den ritterschaftlichen Polizeirichter gefragt, wie er es nur anfangen könnte, dass er auf der nächsten Tierschau den Preis beläme. Und da hatte der Kommissarius von einer nagelneuen Schweineart gesprochen, die es nur an den Grenzen von Blekingen gäbe. Das seien Zuchtherber, so groß wie kleine Oelandsponnys, dass sie sich zum Fressen auf die Knie legen müssten. Und der Kommissarius verschaffte dem Gerichtsbauer ein Mutterschwein von dieser Art, und nun, da zu Johannis wieder landwirtschaftliche Ausstellung in der Stadt war, hatte das Mutterschwein grade am zweiten Osterstage acht Ferkel geworfen, worunter drei schwarz und weiß gefleckt, eines ganz schwarz und vier weiß waren. Und diese wollte der Gerichtsbauer auf die Tierschau schicken und damit den ersten Preis für Schweinezucht gewinnen. Und der alte Gerichtsbauer dachte weiter an nichts, als an sein Mutterschwein, und sprach von nichts anderem, als von seinen Ferkeln, und des Nachts träumte er sogar davon und streichelte mit den Händen auf der Decke herum. Und die Gerichtsbäuerin bezog das auf sich und freute sich, das kommt Ihr Euch wohl denken, und streichelte ihn wieder und sagte: „Andreaschen, Andreaschen!“ Doch da begann der Alte zu lachen: „Hib, hib, hib!“ und man konnte deutlich erkennen, dass er sich im Schlaf mit den Schweinen beschäftigte.

So ein zwei oder drei Tage vor der Tierschau kam der Gerichtsbauer mit dem Buttermilchkübel in den Schweinstall — aber da war kein Schwanz mehr.

Der Gerichtsbauer stand wie angedonnert, als hätten sie ihn mit einer Holzaxt auf den Rücken geschlagen, er sprang und lief im Gehege herum und lockte: „Hib, hib, hib!“ Aber die Sau war mit ihrer ganzen Familie verschwunden, wie ehemals das Geld aus der Sparkasse zu Röbble.

Ungefähr drei Kilometer davon ging Karl aus Applabo und suchte Deckweiden, um das Stalldach damit zu decken. Und während er so ging und suchte, machte es: Uff, nuff, uff, uff, uff! Und dazwischen quietschte es ein wenig leiser Oui, oui, ui, i, i... i... und da war die ganze Schweinfamilie. Als Karl die kleinen süßen Tiere sah, die am selben Orte wie seine Karin beheimatet waren, da klopfte sein Herz so, dass es ihm das Uhrglas hätte zersprengen können und Tränen, so groß wie Wintererbsen standen ihm in den Augen. Doch dann überlegte er... und als er einen Augenblick überlegt hatte, lief er nach seinem Futterkasten und lockte Mutterschwein und Ferkel in den kleinen Schafstall im Hagen, warf die Tür zu und lachte, dass es vom Heuboden wiederhallte. Und dann

holte er den Schweinen Futter, damit sie sich anständig betügen und still wären. Und gegen Sonnenuntergang nahm er ein buntes und ein weißes Ferkel, steckte sie in einen Halbenschiffelsack und ging zum Gerichtsbauer.

„Diese beiden habe ich in unserer Kuhoppel gefunden. Seht nach, Bauer, ob sie nicht zu Eurer Familie gehören!“

„Jesse, Gott segne Dich, Karl! Ja, freilich sind sie's. Aber hast Du die anderen nicht auch gesehen?“ sagte der alte Gerichtsbauer.

„Nee,“ sagte der verfluchte Schlauberger, „nee, bloß diese beiden.“

„Liebes Herzchen! komm doch mit herein und ich ein bisschen. Karin, Karin, hole Brot und Butter und Käse und Roggenmehlpfannkuchen und 'n Schnaps“, sagte der Alte.

Da kommt Ihr Euch wohl denken, dass Karin alles eins, zwei, drei herbeiholte, und als der Alte sich nach dem Schrank umdrehte, um die Schnapsgläser herauszunehmen, da benutzte Karl die Gelegenheit und drückte ihr einen Schmatz auf's Mündchen.

Und der Gerichtsbauer trug sowohl das bunte wie das weiße Ferkel in die Scheune, sperrte sie beide in eine Bucht, legte ein Schloss vor die Tür und schickte Knechte und Mägde auf die Suche nach den andern sechs Schweinen. Die kamen erst mitten in der Nacht wieder und hatten natürlich nicht einmal ein Paar Vorsten zum Andenken mitgebracht.

Aber in der Morgendämmerung, als die Bäuerin am Giebelfenster stand und sich den Kopf kratzte, kommt Karl aus Applabo mit seinem Halbenschiffelsack, und im Sade quietschte es: Oui, oui... ui... i... und er setzte drei Ferkel auf den Fußboden nieder.

Der alte Gerichtsbauer wurde so froh, so froh, dass er mit beiden Beinen zugleich bis an die Decke sprang, und Karl bekam Kaffee und Kochzucker und Zwölflöcherkringel und einen guten Kognak.

Die Knechte und die Mägde zogen wieder aus und bamen Essen mit, aber gegen Abend kamen sie wieder und schworen, es sei vergebens, die Schweine zu suchen; doch kaum hatten sie sich gesetzt, als Karl schon mit den drei letzten Ferkeln ankam. Er tat, als sei er sehr müde, warf den Sack auf den Rückenfußboden, strich sich mit dem Wamsärmel über's Gesicht, um sich den Schweiß abzuwaschen, und sagte:

„Hier habt Ihr alle Ferkel, aber die Sau ist zum Teufel! Die müsst Ihr selbst suchen, Onkel!“

Na, da kommt Ihr Euch denken, wie freundlich der Alte redete.

„Lieber, guter Herzenskarl, verlasse mich nicht in der Stunde der Not! Morgen ist die Tierschau, und bekomme ich mein Mutterschwein nicht wieder, so tue ich mir ein Leid an, glaube ich.“

„Ja, nun könnt Ihr's fühlen, Alter, wie wir das Herz weh tun, als Ihr mir Karin abschläget,“ meinte Karl.

Der Gerichtsbauer schluckte und würgte und wusste sich keinen Rat, und hinter der Rückentür stand Karin und biss in ihr Kopftuch, damit niemand ihr Rüchern hören sollte, denn Karl hatte ihr natürlich gesagt, wo das Mutterschwein war.

„Lieber Karl, sei mir nicht bös!“ sagte der Alte zuletzt.

„Liebes Herz, glaubst Du, dass Du die Sau lebendig erwischen kannst?“

„Leben und Tod steht in der Hand des Herrn, aber wenn Ihr mir Eure Karin versprecht, will ich es wenigstens versuchen.“

„Der Kirchenvorsteher hat ein verteufelt schönes Mutterschwein,“ sagte Karin. „Kommt unsere Sau nicht auf die Tierschau, so bekommt er dieses Jahr wieder den ersten Preis.“

„Das soll eine verfluchte Lüge bleiben, und wenn ich die Tür entzwei schlagen soll!“ schrie der Gerichtsbauer und schlug mit der Faust auf den Tisch, dass die Pfannkuchenschüssel tanzte.

„Hier ist meine Hand, Karl! Schafft Du mir die Sau vor Sonnenuntergang lebendig wieder, so geb' ich Dir die Dörn, und Dreißigtausend bekommt sie mit und zwei Federbetten und den graubunten Stier!“

Karl schlug ein und warf Karin einen Blick zu, der ihr so durch den Leib ging, wie eine Heugabel durch eine Hasengarbe. Und damit ging er.

Um die Abendzeit kam er zurück. Er sang und trillerte, hatte sich rasiert und die Kirchenweste angezogen. Das Mutter-schwein brachte er mit und hatte es mit einer Peitschenschnur am linken Hinterfuß angebunden, denn das ist die die leichteste Art, Schweine zu treiben, müßt Ihr wissen.

Das neue Pferd des Herrn Majors.

Meine geehrten Leser mögen einen noch so großen Umgangskreis haben, sie können doch keinen ehrlicheren Kerl, besseren Familienvater oder tüchtigeren Kompaniechef, als den Hauptmann und Ritter des Schwertordens Karl Oskar von Sabelstöld kennen. Seine Frau und seine Kinder hielten mehr von ihm, als von irgend einem der anderen Offiziere des Regiments (mit Ausnahme der ältesten Tochter, die heimlich mehr von Leutnant Plommenfels hielte), und in seiner ganzen Kompanie war nicht ein einziger Mann, der sich im Kriegsfalle den allgemeinen Wirrwarr zu Nutze gemacht und ihm eine Spitzkugel zwischen die Schulterblätter geschickt haben würde.

Eines schönen Tages, als die Post eben gekommen war, ging Karl Oskar von Sabelstöld in den Essaal, öffnete die Tür nach der Küche und rief der Frau Hauptmann, die dort gerade Brot knetete, zu:

„Stasva, mir ist etwas sehr Freudiges passiert!“

„Ist die Patience aufgegangen, lieber Alter?“

„Schnickschnack, mehr!“

„Sind wir bei Oberstens zu Mittag gebeten?“

„Noch mehr!“

„Wir... wir... haben doch wohl nicht in der Lotterie gewonnen?“ sagte die Frau Hauptmann, der die Beine schon vor Aufregung zitterten.

„Stasva, Du bist Majorin!“

„O, Herr Gott, Oskarchen, ja, das ist so, wie Mama sagte, als Du um mich onhieltest und Papa nichts davon hören wollte. „Sabelstöld sieht auf Brünte und wird mit der Zeit Regimentsoffizier“, sagte sie.

Und die Majorin umarmte ihren Alten, sodass das Mehl um ihn herum stäubte, den Kindern wurde die Nase gepustzt, und sie durften Papa einen Kuß geben und ihm gratulieren; und die Dienstmädchen knicksten und meinten, nun müßten sie wohl „Ihro Gnaden“ sagen.

„Brita und Lise, wir sind alle schwache, sterbliche Menschen, nennt mich nur Frau Majorin!“ sagte Frau von Sabelstöld und trocknete sich die Augen mit dem Schürzenzipfel.

Dies geschah Vormittags. Des Nachmittags kam die älteste Schwester des Majors, Fräulein Anastasia Aquilina von Sabelstöld, nahm ihren Bruder in den Arm, gab ihm ein paar tüchtige, schallende Küsse auf jede Wange, flopfte ihm mit ihrem grünen Pompadour auf den Rücken, sodass die Stridnadeln flapperten, weinte und sagte:

„Oskar, Oskar, unsere seligen Vorfahren sehn vom Himmel auf Dich nieder und freuen sich, wie dem Sabelstöld'schen Namen Ehre machst! In den letzten neunundfünfzig Jahren ist kein Sabelstöld weiter gekommen als bis zum Hauptmann, Pastor oder Hofgerichtsassessor, und Du bist nun Major! Gott segne Dich! Oskar, um Dir zu beweisen, wie sehr diese Ehre Deine alte Schwester Anastasia erfreut, so hast Du hier (nervöses Suchen im Pompadour) zweihundert Mark zu einem Reitpferd.“

Sie hatte kaum geendet, als dem Major die Arme niedersanken; sein Gesicht verfinsterte sich und er rief aus:

„Gott helfe mir, ich muß reiten! Daran habe ich noch gar nicht gedacht, liebe Anastasia!“

„Papa wird reiten, Papa wird reiten, hurrah! Da bekommen wir einen Palle!“ riefen die kleinen Sabelstölds und sprangen bis zu den Ofentüren in die Höhe.

„Ich wollte, der Teufel holte die ganze Ernennung, das Reiten wird mein Unglück!“

„Gewiß mußt Du reiten, das müssen alle Majore, und Du kannst ja auch reiten, Oskarchen. Weißt Du nicht mehr, wie Du auf Papas Minka rittest, als Gerichtsbauers Anna Hochzeit mache, und das ist ja kaum vierzig Jahre her“, meinte Tante Anastasia.

Der Major seufzte, dankte seiner Schwester herzlich für die freundliche Gabe, träumte jede Nacht, daß er mit gebroche-

nen Beinen in einem Graben läge, und las oft die Gebete eines Reisenden im Gesangbuch laut vor sich hin. Einen Monat darauf reisten der Major und Fräulein Gabriele mit Tante Anastasias zweihundert Mark nach dem Viehmarkte in Christianstad, um dort ein Reitpferd einzuhandeln. Gabriele sollte mitfahren, um sich die Stadt anzusehen und zugleich aufzupassen, daß Papa sich nicht ein junges, feuriges Pferd aufschwärzen ließe, das durch seinen jugendlichen Übermut der Familie ihre Stütze und dem Regimente seinen dritten Major rauben könnte. (Die Lebensversicherung „Tyrgia“ war damals noch nicht in Mode.) Es ist etwas Ungewöhnliches, Damen auf Vieh- und Pferdemärkten zu sehen; nur Zirkusdamen leisten manchmal ihren männlichen Anverwandten dort bei den Einläufen Gesellschaft. Daher glaubte auch der junge Baron W., der einer herrlichen Schimmel zu verkaufen hatte, daß der Herr mit der fiedlen Haltung und das schlanke, grazile Fräulein an seiner Seite zur Arena gehörten. Er trat mit dem Hute in der Hand näher, lächelte verbindlich und sagte:

„Herr Direktor, hier habe ich etwas außerordentlich Passendes für Ihr Fräulein Tochter. Dieser Schimmel ist wie für sie geschaffen. Ich darf wohl annehmen, daß Fräulein Schule reiten? Nun ja, der würde sich übrigens auch prächtig im Rampenlichte unter lustigen Gazevolants und rosa Trifot...“

„Herr, scheren Sie sich zum Teufel! Glauben Sie, daß Fräulein Eulalie Maria Antoniette Oskara Gabriele von Sabelstöld beim Zirkus ist, Sie Lümmel?“ brüllte der Major.

Nach einem Weilchen traf man ein gutes, genügend hohes, ziemlich mageres, aber ganz manierlich aussehendes schwarzes Pferd, das so fromm und tugendhaft aussah, als hätte es sich zeitlebens in einem Predigerhause aufgehalten. Der Gaul war zehn Jahre alt und sollte 200 Mark kosten, es war beinahe, als hätte der Verkäufer den Betrag von Tante Anastasia's Gabe gewußt.

Ein Tierarzt wurde zugezogen. Das sind anspruchsvolle Leute. Nie kann es ihnen unser Herrgott mit den Pferden recht machen. Dieser Tierarzt sagte:

„Erstens ist der Gaul nicht zehn, sondern vierzehn Jahre alt, zweitens hat er zwei große Überbeine am linken Vorderfuß, drittens bockt er etwas und viertens ist er sichtlich ein Krippenbeißer. In übrigen ist er tadellos.“

Das Pferd wurde gekauft, ein Sattel und das sonstige Ledergezeug auch, und bald darauf stand Fräulein Eulalie Maria Antoniette Oskara Gabriele von Sabelstöld im Stalle von Werling's Hotel und fütterte das Tier den ganzen Abend mit Zuder und Zwieback.

Am folgenden Morgen ging der Major aus, um sich die Artilleriekaserne zu besuchen, traf dort ein paar alte Kameraden aus der Kadettenzeit, wurde umarmt, „geholt“ und schließlich zum Austernfrühstück eingeladen.

Aber als er das Frühstück „mit Austern“ zu sich genommen hatte, kehrte er wie verwandelt heim. Er ging umher, brummte Melodien aus der „Zauberflöte“ und dem „Freischützen“, wollte Gabriele mit Portwein traktieren und kniff die Kellnerin in die Wange. Und er, der stets mit Beben dem Augenblide entgegengesehen hatte, wo er hoch zu Roß dem Bataillon voranziehen sollte, wollte nun auf der Stelle einen Spazierritt machen, um sein Pferd zu probieren.

(Schluß folgt.)

Sammlung für das Evang. Diaspora-Waisenhaus in Waidhofen an der Thaya, Nieder-Oesterreich innerhalb der Pfarrgemeinde Timbo.

Aus Rio Ad da: 5 \$ Richard Weege; 2 \$ Oskar Stein, Gustav Jungton, Karl Sell, Friedrich Kleemann, Wilhelm Radoll; 1\$300 Hermann Höß; 1 \$ August Klitzle, Adolf Sell, Wilhelm Jungton, Otto Geßner, Richard Wachholz, Hermann Marquardt I, Julius Gurski, August Krüger, Josef Glowatzki, Wilhelm Viebranz, Friedrich Teske, Hermann Stüber, Bernhard Priebe, Albert Schumacher, Rudolf Heideder, Wilhelm Schweder, Hermann Marquardt II, Albert Brämer, Johann Wolter, Otto Voigt, Reinhold Roglin, Rudolf Dräger; 0\$800 Alfred Kleemann; 0\$500 Karl Wackernagel, Ludwig Ramke, Albert Viebranz; 0\$400 Luise Sell; zus. 41\$000.

Aus dem Freiheitsbah: 10 \$ Rudolf Spieß; 2 \$ Hermann Willrich, Fritz Maus, Franz Wansle, Hermann Spieß,

Albert Schweder, Rudolf Stark, Franz Ittner, Karl Adam, Ernst Willrich, Otto Albrecht, Karl Meyer, Hermann Piske; 1 \$ Hermann Hinckling, Adolf Adam, Karl Schull, Gustav Piske, Karl Schweder, Reinhold Janke, Lehrer Heinrich, Hermann Hammermeister; 48800 durch Sammlung unter den Schülern; zus. 46\$800.

Aus Carijos: 10 \$ August Lange; 5 \$ August Bläse, Ernst Jilse; 3 \$ Friedr. Kosse; 2 \$ Markus Siewers jun., Duwe, Ernst Lange, Wilhelm Maack, Adolf Kopsch, Wilhelm Stüber; 1 \$ Franz Ulrich, Friedrich Hobus, Albert Hansen, Hermann Groß, Rosa Pasold, Albert Krieger, Erwin Gebhardt, Lehrer Geßert; zus. bisher 438000.

Aus Beneditto-Novo und S. Maria: 10\$000 Heinrich Müller; 5 \$ Reinhard Röder, Gustav Weege, Reinhard Beder, Johann Raspareit; 3 \$ Gustav Schmidt; 2 \$ Adam Oelke, Reinhold Kiefer, Karl Klöhn, Arno Frommolt, Wilh. Schüze; 1 \$ Josef Wollert, Wilhelm Baade, Julius Klikke, Richard Ewald, Rudolf Klikke, Karl Müller, Hermann Beagle, Johann Rhode, Eduard Oelke, Witwe Hochsprung, Karl Köpke; zus. bisher 548000.

Aus dem Sprengel Timbo: 10 \$ Dr. Bloch; 5 \$ August Adam, Luis Adam, Karl Ittner, Fritz Strei, Georg Hering, Gustav Wilschert, Apotheker Bremer, Wilhelm Lunkwitz, Otto Baumeier, Fritz Lorenz, Hans Zierhold, Rudolf Roeschl, Friedrich Hammermeister; 3 \$ Wilhelm Adam, Georg Adam, Albert Ittner; 2 \$ Witwe Bertram, Julius Thurow, Albert Roglin, Richard Gellert, Karl Strei, Wilhelm Ittner; 1 \$ August Thurow, Wilhelm Dräger, Hermann Ittner; zus. bisher 99\$000.

Aus Cedro Alto: 6\$780 Kollette; 5 \$ Richard Bayer; 2 \$ Julius Rathke sen., Otto Ittner, Wilhelm Buske; 1 \$ Karl Bach, Friedrich Ittner, August Bolduan, Lehrer Auerbach, Friedrich Fink, Friedrich Wallow, Julius Rathke jun., Karl Hälsner, Hermann Knoop, Wilhelm Hordina, Karl Schinkel, Karl Mett; 0\$500 Wilhelm Hälsner, Robert Kleinschmidt; 0\$400 Adolf Rathke; zus. 31\$180.

Gesamtsumme bisher 314\$980. — Die Sammlung wird fortgesetzt. Allen Gebären herzlichen Dank.

Pfarrer Krause.

Notruf aus Lübeck.

Eingegangen sind im Kirchspiel Hammonia auf den Notruf aus der alten Hansestadt Lübeck: Von den Gästen bei der Hochzeit Ferdinand Kolm und Alice Jerecke 8 \$; von den Gästen bei der Taufe von Rudolf Franz in Hause Emmerich-Faulborn: Wilh. Pozanske 1 \$, Wilh. Ringling 1 \$, Herm. Emmerich p\$, Friedr. Mikoseit 1 \$, Arthur Krambeck 1 \$, Dr. Mdinger 1 \$, Fritz Schlegel 1 \$, Alb. Franz 1 \$; zus. 8 \$. Gesamtsumme 16 \$.

Sammlung bei der Hochzeit Georg Hedler und Mathilde Blank 12\$300 und 100 Mark (vom Gründer von Neubreslau, das eigentlich Neulübeck heißen sollte).

Für einen neuen Altarbezug haben gegeben:

3 \$ Klara Busch, Richard Currin; 2 \$ Hertha Steinhoff, Frida Schröder, Else Ekelberg, Alice Sprengel, Martha Vollert, Curt Creuz, Lilly Peiter, Hermine Würges; 1 \$ Martha Ebeling, Anna Roepke, Ida Budag, Gertrud Weise, Mathilde Trettin, Gottfried Bachmann, Artur Gieselet, Oskar Mantau, Friedrich Gielow, Lilly von Czetus, Therese Scheunemann, Mathilde Odebrecht, Anna Jahn, Edith Scheffer, Irma Fouquet, Walter v. Czetus, Erich Hiendlmayer, Erich Steinbach, Edgar Scheffer, Wilhelm Willite, Herbert Brattig, Anita Altenburg, Olga Huscher, Anna Kanitz, Alice Schneider, Agnes Pasold, Irma Huscher, Johanna Barth, Gertrud Hadlich, Martha Gieselet, Clothilde Matthes, Alfred Bernhardt, Max Knoch, Karl Krummenauer, Erich Propst, Alfons Sander, Arno Kästner, August Germer, Paul Zwider; 1\$500 Elisabeth Brattig, Hildegard Wehmuth, Irach Bonnemaison; 1\$200 Fritz Rothbarth; 0\$800 Adolf Moje; 0\$600 Wally Jasper, Else Koch; je 0\$500 August Werner, Wilhelm Tiefensee, Harry Brandes, Heinz Brandes, Paul Buske, Rudolf Buske, Adolf Heuer, Lilly Puhlmann, Marie Menchen, Lina Gubler, Margarete Grambow, Bruno Haut, Hermann Franz, Leopold Rüdiger, Max Grahl, Luise Seefeld, Lilly Hadlich, Adele Hadlich; je 0\$400 Agnes Klüger, Paula Rautenberg, Agnes Nassen, Gertrud Krepsky, Gertrud Alfarth, Anna Romohl, Erwin La-

bes, Heinrich Rautenberg, Artur Klüger, Martin Rautenberg, Huldreich Laschewitz, August Tiedt, Gustav Berndt, Emilie Hein, Alwine Lingner, Martha Hertel, Karl Büll, Leopold Hartmann; je 0\$300 Lisette Amuse, Ottlie Bode, Sophie Meier, Edith Kirsten, Erika Büll; je 0\$200 Freimund Viebranz, Alfred Viebranz, Maria Reh, Roland Hadlich, Alwine Hadlich. Außerdem 12\$420 aus der Religionsstunde in der Blumenauer Kirche. Zusammen 99\$820.

Ich danke herzlich für alle Gaben, und bitte, auch noch weiterhin für die Ausschmückung der Kirche zu sorgen.

Pfarrer Neumann.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Freitag, 10. September, 3 Uhr nachm.: Prüfung der Konfirmanden in Blumenau.

Sonntag, 12. Sept., 10 Uhr vorm.: Einsegnung, danach Beichte und heil. Abendm. in Blumenau.

Sonntag, 19. Sept., 10 Uhr vorm.: Gottesd. in der Garcia; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Russland.

Sonntag, 3. Ott., 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 10. Ott., 9 $\frac{1}{2}$ Uhr Uhr: Gottesd. in Itoupava norte; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 5. Sept.: Gottesd. in Rio Adda.

Sonntag, 12. Sept., 9 $\frac{1}{2}$, Uhr vorm.: Gottesd. in Carijos; danach Versammlung der künftigen Konfirmanden; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in der Obermulde.

Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in Benedutto-Novo.

Sonntag, 26. Sept.: 9 Uhr vorm.: Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden in Alto Rio do Testo; danach Heil. Abendmahl.

Sonntag, 3. Ott.: Gottesd. in Santa Maria.

Sonntag, 10. Ott.: Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 17. Ott.: Gottesd. in Timbo; 2 Uhr nachm.: Versammlung r künftigen Konfirmanden.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 12. Sept.: Gottesd. und Feier des heil. Abendm. in Benjamin Constante.

Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 26. Sept.: Gottesd. in Ribeirão Grande.

Sonntag, 3. Ott.: Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 10. Ott.: Gottesd. in Ober-Rega.

Sonntag, 17. Ott.: Gottesd. in Rio Serro.

Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 5. Sept., 9 $\frac{1}{2}$ Uhr vorm.: Gottesd. Danach Delegiertenversammlung in Badenfurt (P. Neumann).

Sonntag, 26. Sept., 9 Uhr vorm.: Prüfung und Einsegnung der Konfirmanden in Alto Rio do Testo; danach Beichte und heil. Abendm. (P. Krause).

Sonntag, 3. Ott., 9 Uhr vorm.: Gottesd. in Badenfurt; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Itoupavazinha (P. Neumann).

Sonntag, 10. Ott., 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Fortaleza (P. Neumann).

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 5. Sept.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 12. Sept.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 26. Sept.: Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Bornfleth.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 12. Sept.: Gottesd. in Campo Mégre.

Sonntag, 19. Sept.: Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 26. Sept.: Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 3. Ott.: Gottesd. in der Serrastraße, Km. 82.

Sonntag, 10. Ott.: Gottesd. in Humboldt.

Sonntag, 17. Oktober, Gottesd. in S. Bento.

Sonntag, 24. Ott.: Gottesd. in der Serrastraße, Km. 82.

In S. Bento findet jeden Montag von 2—3 Uhr und in der Serrastraße jeden Donnerstag von 12—1 Uhr Religionsunterricht statt.

Pfarrer Ottmann.